



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Anlaß, denen zu zürnen, in deren Augen sie sich herabgesetzt sehen. Es ist ja auch das leichteste, über ein Unrecht wegzukommen, wenn man es auf andre abschiebt.

Alice fühlte das alles wohl, und das machte sie tief unglücklich. Sie saß stundenlang an dem Bette ihres Kindchens mit heißen Augen und dachte und sann. Sie kam sich vor, als wenn sie ausgewandert wäre unter fremde Leute eines anders gearteten Volkes, von denen niemand ihre Sprache verstünde, von denen niemand fühlte, wie sie fühlte, und sie dürfte niemals wieder nach Hause zurückkehren. Ins Tagebuch schrieb sie:

Dieses Blatt bleibt weiß, eigentlich müßte es schwarz sein. Armes Kind, dein Erbe an Glück wird klein.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Allerlei aus Bayern. Die bayrischen politischen Verhältnisse haben in den letzten Jahren stetig eine Verschiebung nach rechts erfahren. Auch in Bayern ist dormalen das Zentrum Trumpf. Bei den Landtagswahlen im Jahre 1899 hat es zum erstenmal wieder in der Kammer der Abgeordneten die absolute Majorität erreicht. Die Ultramontanen verdanken dies zum Teil dem Niedergang des Bauernbundes, der nach dem Sturze Bismarcks unter den Wirkungen der Caprivischen Handelsverträge entstanden war, eine politische Macht zu werden versprach, dann aber infolge nicht geschickter Führung zurückging; sie verdanken dies weiter ihrem Pakte mit den Sozialdemokraten in München und in der Pfalz und der eigentümlichen Taktik der protestantischen Konservativen in einem überwiegend protestantischen Wahlkreise in Mittelfranken, wo diese dem Zentrum Konzessionen machten. Der Pakt des Zentrums mit den Sozialdemokraten entsprang dem Willen der Ultramontanen, zur Macht zu kommen: deshalb nahmen sie keinen Anstoß an den „Sozis,“ die man sonst in den klerikalen Arbeitervereinen bekämpft. Das Zentrum wollte für alle Fälle, wenn ein Wechsel in der Regentschaft eintreten würde, eine gesicherte Mehrheit in der Kammer haben. Die Hoffnungen des Zentrums in dieser Richtung sind bekannt; es hofft auf den Nachfolger des jetzigen Prinzregenten. Ob sich diese Hoffnungen erfüllen werden, wird die Zukunft erweisen, keinesfalls werden aber die Aspirationen des Zentrums in der Zukunft geringer werden. So lange Prinzregent Luitpold am Leben ist, wird ein ultramontanes Parteiministerium kaum berufen werden, das weiß das Zentrum genau, und klug geworden durch die Ereignisse unter König Ludwig II., wird es einen förmlichen Ministersturz nicht mehr ins Werk setzen. Es hat auch keine Veranlassung dazu und gewinnt auch so ständig an Terrain. Das Ministerium Crailsheim ist ein konservatives Geschäftsministerium, sucht allen Interessen der Bevölkerung gerecht zu werden und ist gewiß nicht dem Vorwurf ausgesetzt, den Ansprüchen der klerikalen Partei zu wenig entgegenzukommen. Die Zentrumsparthei hat jetzt den Vorzug, in der Regel sachlich alles zu erreichen, was sie will, trägt aber keine Verantwortung dafür, die sie übernehmen müßte, wenn ein Ministerium ihrer Partei am Ruder wäre. Einzelne der bayrischen Staatsminister sind schon zwanzig Jahre und darüber in ihrer Stellung; eine so lange Ministerthätigkeit sichert wohl die Kontinuität in den einzelnen Gebieten der Staatsverwaltung, kann aber zu weilen Verhältnisse, die einer gesetzgeberischen Regelung bedürfen, in einen gewissen Beharrungszustand bringen. In Bayern wird die Einführung der allgemeinen Einkommensteuer unerläßlich; die Einkommensverhältnisse der größern

Kommunen, deren Umlagen ständig steigen, können nur dann auf eine gesicherte Grundlage gestellt werden. Erst nach Einführung der allgemeinen Einkommensteuer, für die ja in dem Miquelschen Gesetz ein Vorbild vorhanden ist, wird es möglich sein, den Gemeinden Realsteuern, wie die Grundsteuer, zu überweisen. Jetzt, nach fast hundertjähriger Geltung, wird die Gesetzgebung über die Organisation der Steuererhebungsbehörden einer Änderung unterzogen und eine neue Organisation der Rentämter geschaffen; aber auch hier muß sich die Regierung wesentliche Abstriche gefallen lassen, wenn sie von der regierenden Partei, dem Zentrum, die Neuorganisation bewilligt erhalten will. Die Neuregelung des gesamten Beamtenwesens, die Schaffung eines einheitlichen Beamtengesetzes, das den Unterschied zwischen pragmatischen und nicht pragmatischen Beamten beseitigt, und die Besserung der Einkommensverhältnisse der Beamten werden immer dringlicher; die Gehaltsverhältnisse der bayerischen Beamten sind unzureichend, und namentlich in den großen Städten bei den teuern Wohnungs- und Lebensverhältnissen müssen sich die Beamten den größten Einschränkungen unterwerfen. Man kann in dieser Richtung in einzelnen Fällen direkt von einer Notlage reden, aber die schlechte Bezahlung der Beamten scheint sich in Bayern allmählich zu einem Reservatrecht auszubilden. Das Zentrum wird zu einer Verbesserung dieser Gehaltsverhältnisse nicht zu haben sein, zumal da ihm der Rückgang der Staatseinnahmen den formellen Einwand an die Hand giebt.

Es ist überhaupt ein eignes Ding um die Entwicklung der parlamentarischen Verhältnisse in der bayerischen Abgeordnetenversammlung. Die Erledigung der Gesetzesvorlagen, namentlich der finanziellen, geschieht vor allem mit Rücksicht darauf, ob nicht eine Schädigung des platten Landes eintritt; dadurch werden Interessen-gegensätze vertieft, und wo solche noch nicht bestehn, unnötigerweise geschaffen. Die Städte, die Träger der Hauptsteuerkraft, werden vom Zentrum nicht geliebt. Von den 290 Millionen Mark, die in den letzten zehn Jahren in der Finanzverwaltung als Überschüsse erzielt wurden, ist ein wesentlicher Teil der Landwirtschaft zu gute gekommen; man kann aber nicht sagen, daß sich die Landwirtschaft, namentlich in Altbayern, den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen anbequemt habe, die eine größere Sparsamkeit erfordern. Die Art des Wirtschaftsbetriebes und der Aufwand sind fast geblieben wie in der guten alten Zeit, wo der Bauer noch mit Kronenthalern statt mit Markstücken rechnen konnte. Man darf nur in altbayerischen Städten und Märkten, insbesondere in Niederbayern, Nachfrage halten, welche Summen jährlich von den einzelnen Bauernhöfen zum Bierbrauer und zum Konditor wandern, dann wird man einräumen müssen, daß die Not der „notleidenden“ Landwirtschaft wenigstens in diesen Gegenden nicht so arg ist. Aber obgleich die Staatsregierung für die Landwirtschaft das Geld bisher in sehr reichlichem Maße zur Verfügung gestellt hat, hört das agrarische Begehren nicht auf, das sich besonders auf Nachlässe bei der Grundsteuer erstreckt. Diese agrarischen Interessen und neben ihnen die konfessionellen, d. h. die Interessen der katholischen Kirche, sind die Leitmotive für die Kammerverhandlungen, denen ein großer Zug fehlt. Endlos ziehn sich die Verhandlungen dahin; die kleinsten und unbedeutendsten Angelegenheiten werden besprochen, und damit vollzieht sich langsam ein Übergreif von der Legislative in die Exekutive. In Bayern könnte man entgegen der Verfassung, die gottlob keinen ausgeprägten Parlamentarismus wie in Italien oder Frankreich kennt, eine Parlamentsrepublik erhalten, in der die einzelnen Referenten kleine Parlamentsdiktatoren spielen könnten, wenn nicht die Reichsratskammer und noch ein höherer Wille ein kräftiger Hemmschuh wären.

Leider kann die liberale Partei, die in Bayern Nationalliberale und Freisinnige umfaßt, an diesen Verhältnissen wenig ändern, sie hat im Laufe der Jahre viele parlamentarisch geschulte Kräfte, z. B. die vorzüglichen Redner Schauf und Fischer, verloren; ihr Nachwuchs hat mit diesen Verlusten nicht gleichen Schritt gehalten, und der redegewandte Bürgermeister von Bayreuth, Casselmann, vermag allein

nicht alle rednerischen Lasten der Partei zu tragen. Dagegen hat die Zentrums-  
partei in den Abgeordneten Heim, Sölbner, Pichler, Kohl, Gerstenberger, Schädler  
eine Reihe agitatorisch wirksamer Kräfte gewonnen, mag man auch über die einzelnen  
Persönlichkeiten und die Art ihres Auftretens denken, wie man will, und daneben  
baut das Zentrum seine Organisation im Lande immermehr aus. Die liberale  
Partei hat demgegenüber in den letzten Jahren ebenfalls eine größere Mührigkeit  
entfaltet, und die Gründung jungliberaler Vereine ist ein wirksames Mittel, die  
Jugend wieder zur politischen Thätigkeit heranzuziehen. Aber der Zentrums-  
partei kommt noch ein anderer Umstand zu gute. Während vor fünfzehn oder zwanzig Jahren  
Anhänger der liberalen Partei in der Beamtenschaft noch stark vertreten waren  
und auch in der Öffentlichkeit hervortraten, sind derartige Fälle öffentlichen Auf-  
tretens liberalgesinnter Beamten jetzt recht selten geworden. Man sagt ja, daß die  
Regierung politisch thätige Beamte nicht gern sähe; das kann aber nicht ganz  
richtig sein, denn den ultramontanen Beamten ist ihr manchmal recht kräftiges  
politisches Auftreten bisher nicht verübelt worden. In diesem Landtage hat die  
Zentrums-  
partei den Chef der Justizverwaltung befragt, ob er mit einem liberal-  
gesinnten Richter über die Gründung eines liberalen Vereins gesprochen habe, diese  
Anfrage wäre aber sicher nicht gestellt worden, wenn es sich um einen ultramon-  
tanen Wahlverein gehandelt hätte. In der bayrischen Beamtenschaft, namentlich  
in der jüngern Generation, wächst dem Zentrum eine starke Anhängerschaft heran,  
und der Klerikalismus ist überall, auch im gesellschaftlichen Leben, im Zunehmen  
begriffen. Das beweist das Anwachsen der katholischen Studentenverbindungen; noch  
vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren hatten diese wenig Zugang aus bessern  
Kreisen, jetzt ist es anders geworden, und dabei mag vielleicht mancher Wechsel auf  
die Zukunft gezogen werden.

Mit diesem Vorwärtsschreiten des Zentrums hält das Zunehmen konfessioneller  
Gegensätze gleichen Schritt. Die klerikale Unduldsamkeit tritt immer mehr hervor,  
der Ultramontanismus will seine Hand überall darinnen haben und der Kirche die  
Herrschaft sichern. Wir erleben jetzt in Bayern einen umgekehrten Kulturkampf, nicht der  
Staat ist im Angriff, sondern das Zentrum. Die Vorlage über die Schaffung günstigerer  
Gehaltsverhältnisse für die Volksschullehrer sucht das Zentrum umzugestalten, um  
der Kirche für alle Zeiten einen maßgebenden Einfluß auf die Schule zu sichern,  
die Simultanschule, die in einzelnen bayrischen Städten eingeführt ist, zu beseitigen  
und daneben den Städten mehr Lasten aufzulegen als den Landgemeinden. Der  
Kultusminister, bei dem von allen bayrischen Ministern am meisten klerikale  
Neigungen hervortreten, ist den Wünschen des Zentrums sehr entgegengekommen,  
in dieser Nachgiebigkeit ist aber, anscheinend durch einen höhern Willen, jetzt eine  
Hemmung eingetreten. Ließt man die Blätter der klerikalen Partei, dann muß  
man sich erst daran zurückerinnern, daß Bayern ein paritätischer Staat ist, denn  
die Empfindungen Andersgläubiger pflegen in der klerikalen Presse immer weniger  
geschont zu werden. Wie ein kulturhistorisches Nichtmal ragt die Wembinger Teufels-  
ausstreibung hervor, bei der die religiösen Gefühle der Protestanten in Franken  
schwer verletzt wurden. Die Stellung der katholischen Kirche in der Mischehen-  
frage ist bekannt. Als der Chef des bayrischen Generalstabes von Lobenhoffer  
vor einiger Zeit starb, versagte ihm die katholische Geistlichkeit die kirchliche Be-  
erdigung, weil er in einer Mischehe gelebt hatte, und die Kinder in der Religion  
der Frau erzogen waren. Eine solche Recherche über die religiösen Verhältnisse  
in einer Mischehe kann auch anderweitig von Einfluß sein. Als der Staatsrechts-  
lehrer, Universitätsprofessor Dr. von Seydel, der getreue Eckart und Warner  
im Streite gegen die Herrschaftsgelüste des Zentrums, starb, nannte man als  
seinen Nachfolger einen bayrischen Beamten, dem Seydel die Neuherausgabe seines  
Staatsrechts übertragen hatte; man sagte, daß Seydel diesen in der staatsrechtlichen  
Litteratur wohl bekannten Beamten gern als seinen Nachfolger gesehen hätte. Dieser  
Staatsbeamte wurde jedoch nicht berufen. Das führende klerikale Blatt deutete

dann an, welche Gründe für die Nichtberufung maßgebend gewesen seien, und dabei soll auch der Umstand, daß der Beamte in einer Mischehe lebt, eine Rolle gespielt haben. Neulich wurde ein katholischer Geistlicher in eine Krankenanstalt zu einem Schwerkranken gerufen. Er verlangte, daß sich die protestantischen Krankenschwestern entfernen sollten, später mußte er sich dann entschuldigen; einem nicht klerikalen Abgeordneten wurde wegen seiner politischen Richtung die Aufnahme seines Sohnes in ein öffentliches von Klerikern geleitetes Erziehungspensionat verweigert — das sind nur einzelne Erscheinungen.

Solche religiöse Unduldsamkeit zeigt sich auch in der Konfessionschnüffelei, die die regierende Partei, das Zentrum, neuerdings im Landtag an den Tag legt. Dieses Forschen nach der Konfession der Staatsbeamten begann mit einem Antrage wegen der Anstellung israelitischer Staatsdienstbewerber im Justizstaatsdienste, und die Staatsregierung legte darauf eine Statistik über die im Justizstaatsdienste angestellten Israeliten vor. Man mag über die Anstellung israelitischer Bewerber denken, wie man will — in Bayern nimmt weder die innere Verwaltung noch die Finanzverwaltung jüdische Bewerber, nur die Justizverwaltung ist das Aufnahmereservoir —, jedenfalls haben die jüdischen Staatsdienstbewerber die gesetzliche Gleichberechtigung für sich. Aber die Vorlage derartiger Statistiken kann Konsequenzen ziehen. Jetzt schon wird von dem Kultusreferenten in der Abgeordneten-kammer die Vorlegung einer Statistik über die Konfession der Universitätslehrer verlangt, und das Zentrum möchte, wie es scheint, protestantische norddeutsche Universitätsprofessoren fernhalten. Wie lange wird es dauern, dann verlangt das Zentrum eine Statistik, wie viel protestantische Richter und Beamte in den katholischen Provinzen Bayerns, d. h. in Altbayern amtieren. Aber gerade aus den protestantischen Teilen des Landes kommen viele tüchtige Staatsbeamte, und man braucht kein Lobredner Frankens zu sein, wenn man behauptet, daß dort das geistige Leben rühriger sei als in einzelnen Teilen Altbayerns. So viel man hört, soll übrigens auch jetzt schon in der Verwaltung ein utraquistisches System durchgeführt sein, und sollen an die Spitze von Bezirksämtern mit überwiegend katholischer Bevölkerung nur katholische Verwaltungsbeamte gesetzt werden. Ich habe vorhin erwähnt, daß die herrschende Partei in der bayrischen Abgeordneten-kammer, das Zentrum, die Neigung hat, in die Exekutive, in die ausschließlichen Rechte der Krone, einzugreifen. Zu diesen Kronrechten gehört aber meines Erachtens auch die Anstellung der Staatsbeamten, auf die eine Partei staatsrechtlich keinen Einfluß üben kann. Ein principii obsta ist hier immer besser als ein Nachgeben, denn bekanntlich wächst der Appetit beim Speißen, und das Zentrum wird sich nicht mit dem gebotnen Dinger begnügen, sondern die ganze Hand verlangen. Das alles sind konfessionelle und staatsrechtliche Ein- und Ausblicke, die nicht jedermann erfreuen werden.

Man wird fragen, warum ich gerade in den Grenzboten diese „partikularistischen“ Sachen vortrage, aber die Grenzboten sind immer des Reiches getreue Freunde gewesen. Kurz nach den bayrischen Landtagswahlen im Jahre 1899 erschien im Wiener Vaterland ein wahrscheinlich aus bayrischen Zentrumskreisen dorthin abgelagerter Artikel, daß Bayern, wie auch der Plan des Zentrumsführers Windthorst gewesen sei, die katholische Vormacht in Deutschland sein müsse. Offiziell haben sich zwar die bayrischen Ultramontanen mit dem Verhältnisse Bayerns zum Deutschen Reich abgefunden — Bailleron spricht in seinem Lustspiel „Die Welt, in der man sich langweilt“ von einer angesäuerten Liebe: so möchte ich die Zuneigung unsrer Ultramontanen zum Deutschen Reiche diagnostizieren; für die Beziehungen Bayerns zum Deutschen Reiche aber wird es immerhin von Einfluß sein, wenn das Zentrum unumschränkt in Bayern herrschen wird. Eine Lösung des staatsrechtlichen Verhältnisses ist selbstverständlich ausgeschlossen, aber Velleitäten und partikularistische Neigungen können sich zeigen, denn man darf nie vergessen, daß das Zentrum eine „Söldnertruppe“ im Dienste des Vatikans ist, und dieser liebt das Deutsche Reich nicht.

Eduard von Hartmann. Die Kathederphilosophen sind Hartmann bisher nicht gerecht geworden. Sie pflegen ihn als den Philosophen des Unbewußten abzufertigen und nehmen von seinen Einzelforschungen, die sein Hauptverdienst ausmachen, wenig oder gar nicht Notiz. (Die Grenzböten haben über alles berichtet, was er seit 1892 herausgegeben hat.) Das wird von jetzt ab anders werden. Sein begeisterter Jünger Dr. Arthur Drews hat eine Kathedra bestiegen — er ist außerordentlicher Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe — und nun dem verehrten Meister zum sechzigsten Geburtstag (23. Februar 1902) ein Werk gewidmet, das unmöglich totgeschwiegen werden kann: Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde E. v. Hartmanns. (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. XXII und 847 S. Großoktav.) Der Philosoph von Fach mag sagen, er habe nicht Zeit, sämtliche Bücher und Broschüren aller seiner lebenden Fachgenossen zu lesen, aber wenn er ein Werk ungelesen ließe, das den Inhalt sämtlicher Leistungen eines doch zweifellos bedeutenden Philosophen kurz zusammenfaßt, so wäre das eine Pflichtversäumnis, für die es keine Entschuldigung gäbe. Und wird einmal die Lehre Hartmanns unter den Studierenden bekannt, so leitet sie — darin pflichten wir Drews bei — eine neue Periode der Philosophie ein. Nur glauben wir, daß diese neue Periode etwas anders aussehen wird, als er sie sich denkt. Nicht in dem, worin Drews die Bedeutung des großen Philosophen sieht, vermögen wir sie zu finden.

Drews sagt, die moderne Philosophie sei bis auf Hartmann geblieben, wozu sie ihr Begründer Cartesius mit seinem cogito ergo sum gemacht habe: Bewußtseinsphilosophie. Indem diese Philosophie das Sein mit dem Denken identifizierte, habe sie zuletzt sich selbst aufheben, die Möglichkeit jeder Metaphysik leugnen, die Wissenschaft auf das für das menschliche Bewußtsein Erfahrbare beschränken müssen. Das Denken sei aber nicht Substanz, nichts Schöpferisches, sondern spiegle nur das Sein, das in ihm zur Erscheinung komme. Das Sein, das Substantielle, das Schöpferische liege außerhalb des Bewußtseins und sei selbst unbewußt. Das hätten schon Leibniz, Kant, Schelling und Schopenhauer ausgesprochen, und der zuletzt genannte habe richtig im Willen das Schöpferische erkannt, nur aber das Verhältnis des Willens zum Intellekt falsch bestimmt. Hartmann habe das Verhältnis beider Ureigenschaften des Absoluten zu einander richtig aufgefaßt und den Gegensatz von Pantheismus und Panlogismus im Panpneumatismus aufgehoben. Er habe ferner erkannt, daß es keineswegs zum Wesen der Wissenschaft gehöre, Gewißheit zu gewähren. Auch die Naturwissenschaft, sofern sie mehr sein wolle als Beschreibung der Erscheinungen und der Reihenfolge von Veränderungen, müsse sich in Beziehung auf die Ursachen in jedem einzelnen Falle mit der wahrscheinlichsten Hypothese begnügen. Dennach sei sie ganz in derselben Lage wie die Metaphysik, und dürfe also diese nicht darum für unwissenschaftlich erklärt werden, weil sie keine Gewißheit gewähre. (Wir würden das lieber so ausdrücken: Gewißheit gewähren nur die beiden Formwissenschaften: Logik und Mathematik. Alle Realwissenschaften, auch und ganz besonders die Naturwissenschaften, werden Metaphysik in dem Augenblick, wo sie über die bloße Beschreibung hinausgehen und sich mit der Auffindung der Ursachen befassen.) Mit diesen beiden Leistungen hat Hartmann den Grund gelegt, auf dem die Philosophie der Zukunft fortbauen kann.

Zunächst erscheint es uns zweifelhaft, ob Cartesius wirklich für den einseitigen Rationalismus von Philosophen wie Hegel verantwortlich gemacht werden darf. Es ist wahr, er hat den Einwurf Gassendis, man könne ebenfogut sagen: Ich gehe spazieren, also bin ich, mit der Bemerkung zurückgewiesen: Keiner meiner Handlungen bin ich so gewiß wie meines Denkens; alles andre kann ich hinwegdenken, nur nicht das Denken selbst, also bin ich wesentlich ein denkendes Wesen, Geist. Aber es ist die Frage, ob er nicht zugestimmt hätte, wenn Gassendi der Widerlegung der Skepsis die Form gegeben hätte: Ich reagiere auf eine Ohrfeige, also

bin ich. Cartesius wollte mit dem Wust aufräumen, den die Scholastik angehäuft hatte, grub in die Tiefe, um das von keiner Skepsis erschütterliche Fundament zu suchen, auf dem ein neuer, haltbarer Bau des Wissens aufgerichtet werden könne, und fand als einzige unbezweifelbare Thatsache die Gewißheit vom eignen Dasein. Nun giebt es aber nichts, was diese Gewißheit sicherer gewährte als ein Hieb oder eine Ohrfeige. Man versetze dem Skeptiker eine, sofort wird er auffahren und sie zurückgeben, und in diesem Augenblick wird er seiner eignen Existenz und der seines Gegners, dessen Wange er kräftig fühlt, unbedingt gewiß sein, wird sich als Subjekt, die Außenwelt als Objekt erfasst und so den Grund zur Physik und Metaphysik gelegt haben. Was uns also die Gewißheit des eignen Daseins verschafft, das ist nicht sowohl das Denken als die Empfindung. Aber da Empfindung ohne Bewußtsein nicht möglich, jedes Bewußtsein mit Vorstellungen verknüpft ist, so darf man sich nicht wundern, daß ein Mann, dem das Denken Berufsarbeit war, über der sich ihm fortwährend aufdrängenden Intellektseite die Empfindungsseite übersah. Etwas Geistiges ist ja auch das Empfinden; Empfinden, Wollen, Begehren, Denken sind nur verschiedene Offenbarungen, Selbstwahrnehmungen desselben geistigen Wesens, und Cartesius hatte also ganz Recht, wenn er sagte: Ich bin meiner selbst gewiß, und ich bin meiner gewiß als eines geistigen Wesens; welche Seite dieses Wesens jedem im Augenblick gegenwärtig ist, darauf kommt für die Hauptsache nichts an.

Dann aber gilt Hartmanns von Drews rekapitulierte Beweisführung gegen die Bewußtseinsphilosophie nur unter der Voraussetzung, die ja bei manchem Junghegelianer zutrifft, daß der Philosoph sein eignes kleines Ich für das Absolute hält. Daß der Mensch mit diesem seinem kleinen Ich das Seiende nicht einmal wissend umspannen, geschweige denn begreifen oder gar schaffen kann, das steht ja für jeden nicht Wahnsinnigen fest. Jeder von uns ist sich bewußt, daß er sich nicht selbst gemacht hat, daß er nicht weiß, wie er geworden ist, wie es zugeht, daß er denkt, empfindet, seine Muskeln in Bewegung setzt, daß er nach denselben Gesetzen denkt wie seine Nebenmenschen und sich darum mit ihnen verständigen kann. Daraus hat der denkende Mensch von jeher gefolgert, daß er sein Dasein einem andern Wesen verdanken müsse, das ihn an Macht und Intelligenz unendlich überragt, und mit dieser Hypothese treibt er berechnigte Metaphysik, gerade so wie der Physiker, der annimmt, daß unsrer Wärmeempfindung eine außerhalb unsers Leibes liegende Ursache zu Grunde liegen müsse, die er uns — ohne sie jemals gesehen zu haben — als eine besondere Art Molekularbewegung beschreibt. Berechnigte Metaphysik ist es auch noch, wenn wir behaupten, das Urwesen müsse so beschaffen sein, daß es die Keime aller Erscheinungen enthält; da sich in dieser Welt Intellekt, Willen, Produktivität finden, so müsse das Urwesen Intellekt, Willen und Produktionskraft haben und zwar in dem zur Hervorbringung dieser ganzen Welt ausreichenden Maße. Unberechnigte Metaphysik aber ist es, wenn wir die Beschaffenheit dieses hypothetischen Wesens mit dem Anspruch beschreiben, jede von unsrer Beschreibung abweichende für falsch erklären zu dürfen. Soweit gilt die von Kant gezogene Grenze unzweifelhaft, und darum ist es unwissenschaftlich, wenn Hartmann und Drews apodiktisch behaupten, das Urwesen, dessen unser eignes Bewußtsein schaffende Thätigkeit uns unbewußt bleibt, sei an und für sich selbst unbewußt. Hier giebt es nicht mehr Gewißheit, sondern, wie ja die beiden Philosophen selbst hervorheben, nur Wahrscheinlichkeiten (deren eine übrigens durch den religiösen Glauben zur Gewißheit erhoben werden kann). Und wir behaupten nun, daß das bewußte Absolute eine größere Wahrscheinlichkeit habe als das unbewußte. Ein Wesen, das weder wahrnimmt noch wahrgenommen wird — und ein solches wäre das unbewußte Absolute vor der Welterschöpfung —, ein solches Wesen wäre das reine Nichts, und aus Nichts wird nichts, am wenigsten eine ganze Welt. Zudem widerlegt Hartmann sich selbst. Er erklärt den Entschluß der Gottheit, ihren Ideengehalt schaffend zu verwirklichen, aus ihrer Unseligkeit. Unseligkeit wäre nicht

Unseligkeit, wenn sie nicht empfunden würde, Empfindung aber giebt es nicht ohne Bewußtsein. Das hat er denn selbst gefühlt und dann später gesagt, das Absolute sei nicht sowohl unbewußt als überbewußt. Wenn er damit meint, daß wir uns von dem Innenleben Gottes so wenig eine Vorstellung machen können wie von der Art seines Wirkens nach außen, so stimmen wir ihm vollständig bei: ich kann von Gottes Wesen so wenig eine Vorstellung haben wie die Mücke, die ich zwischen zwei Fingern zerdrücke, von meinem. Alles, was wir von Gott aussagen, ist nur Analogie und Bild, aber Unbewußtheit ist sicherlich die denkbar schlechteste göttliche Analogie zu unserm Bewußtsein.

Also nicht in diesen Phantasien über das Unbewußte liegt Hartmanns epochemachende Bedeutung, sondern — abgesehen von seinen zahllosen höchst wertvollen Einzelforschungen auf allen philosophischen Gebieten, namentlich auf dem naturphilosophischen, erkenntnistheoretischen und ästhetischen — darin, daß er das Lebenswerk Loges vollendet hat. Loge hat den Panpneumatismus bewiesen, d. h. daß es außer dem Geiste nichts giebt in der Welt, er hat auch die Möglichkeit der Einwirkung der Einzelwesen aufeinander durch das erklärt, was Hartmann Telephonanschluß im Absoluten nennt, und er hat die Undenkbarkeit einer nicht teleologischen Kausalität dargethan. Besonders das letzte hat Hartmann in seiner Kritik des Darwinismus und sonst noch weit gründlicher vollbracht, sodaß alle Bücherei und Häckerei für die Wissenschaft abgethan ist. Und wenn nun die Philosophen der Zukunft das zwecksetzende Absolute nicht mit Hartmann unbewußt, sondern mit Loge und uns bewußt denken, so — wird Dreuß seufzen, man habe nun sogar auch Hartmann dazu mißbraucht, das Bewußtsein und die Persönlichkeit Gottes zu beweisen (S. 76). Den Theismus felsenfest und unerschütterlich begründet zu haben, das wird Hartmanns ewiger Ruhm bleiben, und um dieses unschätzbaren Verdienstes willen werden ihm die Theologen die Phantasie von einem unseligen Gott, den wir Menschlein zu erlösen hätten, gern verzeihen. Diese Phantasie ist ja nur aus Hartmanns pessimistischer Grundstimmung entsprungen, die ihn zur Aufstellung einer falschen Glücksbilanz verleitet hat. Selbstverständlich wäre ein Gott, der mit Bewußtsein eine unselige Welt schüfe, nichts andres als der Teufel. Nicht bloß sehr viel tröstlicher, sondern auch sehr viel wahrscheinlicher als Hartmanns Welt schöpfungstheorie ist die des Catechismus Romanus: *Neque vero ulla alia fuit causa, quae illum ad opus creationis impelleret, nisi ut rebus, quae ab ipso effectae essent, bonitatem suam impertiretur. Nam Dei natura, ipsa per se beatissima, nullius rei indigens est.*

Scheiden wir das Unbewußte und den Pessimismus aus — Hartmann und Dreuß werden gegen die Möglichkeit einer solchen Ausscheidung lebhaft protestieren, aber wir finden sie nun einmal möglich —, so bleibt ein Gedankenbau stehn, dessen ganze Fülle, Schönheit und Großartigkeit uns erst die meisterhafte Darstellung des Jüngers erschlossen hat, da wir bei der sich über einen Zeitraum von fünf- undzwanzig Jahren verteilenden Lektüre der einzelnen Schriften Hartmanns den Zusammenhang verloren hatten. Andern wird es ebenso ergehn, und die vielen, die ihn bisher überhaupt noch nicht beachtet hatten, werden ihn jetzt studieren. Hartmann wird auf die Tagesordnung kommen, und das macht es uns zur Pflicht, uns zu gelegener Zeit noch einmal auf den einzelnen Gebieten, die er bearbeitet hat, namentlich auf dem der Religionsphilosophie und der Ethik, mit ihm auseinanderzusetzen.

